

ROSE AHLHEIM (HRSG.)

### Johanna Haarer, Gertrud Haarer: Die deutsche Mutter und ihr letztes Kind. Die Autobiografien der erfolgreichsten NS-Erziehungsexpertin und ihrer jüngsten Tochter

Hannover, Offizin-Verlag, 2012, 417 Seiten, € 19,80

Erstmalig werden in diesem Buch die Autobiografie von Johanna Haarer und die ihres fünften und jüngsten Kindes, Gertrud Haarer, veröffentlicht. Für die Idee, beide Lebensberichte nebeneinanderzustellen, müssen wir Gertrud Haarer und der Herausgeberin dankbar sein, nicht nur weil dadurch ein langer Zeitraum deutscher Geschichte lebendig wird – die Mutter wird 1900 geboren, die Tochter im Jahr 1942 –, sondern auch deshalb, weil wir unmittelbar konfrontiert werden mit zwei gegensätzlichen Ansätzen, erinnernd über sich selbst nachzudenken. Johanna, die Frau, die immer recht hatte, schreibt aus der Perspektive der fraglosen Lebensbewältigung, die keine offenen Fragen, keine Schmerzen als die der Gekränktheit kennt. «Ich will einfach und ehrlich über mein Leben schreiben, aber nicht langweilig von A-Z, sondern nur die Geschehnisse und Bilder, die mein Gedächtnis bewahrt hat, und will dabei ruhig <ich> sagen.»

Mit diesem Satz beendet sie das kurze Vorwort ihrer Lebenserinnerungen, die den Untertitel tragen «Kein besonderes Schicksal», und stimmt den Leser fast beiläufig da-

rauf ein, dass sie sich mit dem, was ihr nicht im Gedächtnis geblieben, aber dennoch geschehen ist, nicht befassen wird.

Johanna erzählt ihr Leben bis zu ihrem Ausscheiden aus dem Berufsleben als Lungenfachärztin 1933, dann bricht der Bericht plötzlich ab und setzt erst 1946 wieder ein, als sie von den amerikanischen Besatzern als «Teil des deutschen Volkes, der von ihnen in Haft gesetzt» wurde, in einem Internierungslager lebt. Die Zeit des Nationalsozialismus spart sie aus. Unerwähnt bleiben ihre Rolle als agitierende Ideologin, Gausachbearbeiterin für Rassenpolitik, ebenso die Geburten und ersten Lebensjahre ihrer fünf Kinder. Einblick in ihre Auffassung zum Naziregime gibt eine rechtfertigende Erklärung, die sie für ihren Entnazifizierungsprozess vor der Spruchkammer 1948 verfassen musste. Diese und weitere Lebensdokumente sind im Anhang des Buches zu lesen und bieten ein beeindruckendes Anschauungsmaterial, wie «Verharmlosungsarbeit» funktioniert. Johanna Haarer wird von der Kammer als «Mitläuferin» aus dem Prozess entlassen.

Gertrud ist eine Suchende, deren



Schmerzen von ganz anderer Natur sind, weil sie eine mühsame Auseinandersetzung mit der Mutter als Täterin und zugleich geliebter Person wagt. Sie zieht uns mit hinein in ein Leben, das gänzlich geprägt wird von der Mutter-Führer-Figur, der sich die Tochter bis zur Unmündigkeit unterwirft. Als Schülerin wird ihr ein «Film über ein KZ in der Schule gezeigt ... Eines wusste ich genau, zu Hause konnte ich nicht darüber sprechen». Einmal trifft sie auf einen Geschichtslehrer, «der griff mich an wegen meiner Mutter vor der ganzen Klasse ... ich wusste gar nicht, um was es ging, und versuchte Mutter und Hitler zu verteidigen.» Das häusliche Denkverbot wirkt sich verheerend aus. Gertrud kann nicht lernen, versagt in der Schule und «laviert» sich so durch. Untergründig bleibt ein bohrendes Unbehagen, obwohl sie noch als junge Frau «alles nachplapperte, was bei uns zu Hause gesprochen wurde, ohne selbst nachzudenken». Eine andere Meinung wäre «sofort ein Angriff auf die Mutter gewesen». Erst Jahre später, als sie während eines heftigen Streites die Mutter wie in Kindheitstagen hinter ihrem Schreibtisch als Richterin sitzen sieht, überwindet sie die kindliche Angst. Die Schleusen öffnen sich. Nicht nur eine äußere Barriere fällt, weil sie die Mutter zwingt, hinter dem Schreibtisch hervorzukommen, auch die innere Barriere fällt. «Ich habe den Schreibtisch in Gedanken Hitlers Schreibtisch genannt». Das hilft ihr, freier zu denken, dass «die ungefühlte Schuld als psychische Last bestehen bleibt». Sie kann die Mutter mit Anteilnahme bis zum Tode pflegen, ohne sich aufzureiben, dann

den Aktenschrank sichten, erstmals in einem alten Exemplar *Mutter erzählt' von Adolf Hitler* einige Abschnitte lesen, sich fragen, «was für ein Teufel sie geritten hat, eine solche Ungeheuerlichkeit zu verfassen ... ein übles propagandistisches, antisemitisches Machwerk und ich kann mir nicht vorstellen, dass sie zu diesem Buch aufgefordert oder gezwungen wurde». Wurde ihr diese Gesinnung schon als Kind vermittelt? Sie kann sich an solch einen Tonfall nicht erinnern. Die Mutter schreibt in ihren Aufzeichnungen für die Spruchkammer, sie habe das Buch 1938 verfasst, wegen der zahlreichen Fragen ihrer beiden ältesten Kinder. Immer direkter arbeitet sich die Tochter an die Frage heran: Was von der Vergangenheit ist in mir enthalten, was habe ich aufgenommen? Das vorletzte Kapitel ihrer Erinnerungen trägt deshalb die Überschrift «Das Fremde in uns». Ihr unerklärliches Gefühl von Kindheitstagen an, «neben sich zu stehen in schwierigen Situationen», das sie wie ein «Schutzschild» anwendete, «um nicht selbst getroffen und verletzt zu werden», und das zugleich verhinderte, zu lernen und zu fragen, kann sie nun als unlebendige Leerstelle erkennen. Für das Nebensich-Stehen fand sie in dem Text des Psychoanalytikers Arno Gruen *Der Fremde in uns* eine Antwort, die ihrem inneren Empfinden nahekommt. Er beschreibt es als Folge einer Erziehung (wie sie ihre Mutter propagierte), in der «die Gefühlsäußerungen und Emotionen kleiner Kinder nicht anerkannt, nicht beantwortet werden und ins Leere laufen lassen, so dass sie dem Kind fremd bleiben. Dieser fremde Anteil ist so ängsti-



gend, weil niemand dem Kind geholfen hat, mit seinen Gefühlen umzugehen, und deshalb wird er abgespalten und bekämpft. Zurück bleibt im Inneren eine Leerstelle» (S. 391). Erst nach dem Tod ihrer Mutter 1988 begann sie, deren Nachlass und den im hohen Alter verfassten Lebensbericht zu sichten und von da an selbst zu schreiben.

In der umfangreichen Einleitung vermag es Rose Ahlheim, den Leser in einen Zustand besonderer Aufmerksamkeit zu versetzen, der ihn antreibt, mehr wissen und verstehen zu wollen. Wie ist es der Herausgeberin gelungen, dass auch in uns «die unerfüllbare Sehnsucht nach Klarheit» aufkommen kann, die Ahlheim bei dem Regisseur Malte Ludin und dem Schriftsteller Thomas Harlan findet? Beide beschreiben als Söhne von Nazi-Tätern in ihren Werken den unlösbaren Konflikt, sich das innere unversehrte Vaterbild erhalten zu wollen und gleichzeitig die Gräueltaten des realen Vaters anerkennen zu müssen. Eine Zerrissenheit, die auch in den Lebenserinnerungen von Gertrud Haarer spüren ist.

Zum *einen* recherchierte die Herausgeberin sorgfältig Material aus dem Archiv der Reichsschrifttumskammer der NSDAP, Dokumente des Bayrischen Staatsarchivs über die Entnazifizierungsprozesse sowie kommentierende Sekundärliteratur (z.B. von Ute Benz). Man wird informiert über das nationalsozialistische Weltbild, dessen politische Wurzeln, die neue Rolle der Frau, die als Kämpferin in erster Front ihre Kinder zu einer Staatsjugend aufzieht, die sich aus «Lust am Gehorsam» einordnet in die Gemeinschaft, Weh-

leidigkeit abstreift, Tapferkeit, Mut und Disziplin aufbringt. Anhand zahlreicher Quellen über die Erziehung kleiner Kinder von den Anfängen des 20. Jh. bis zur unmittelbaren Gegenwart erhält man einen Einblick in den Stellenwert der «schwarzen Pädagogik», die auch in der Öffentlichkeit anderer Industrienationen dominierte. «Nach dem Vorbild industrieller Fertigungsabläufe» entwickelte sich eine frühe Erziehung mit dem Ziel «einer perfekten Regelmäßigkeit, angefangen mit Füttern und Schlafen nach der Uhr, ... das Fundament für den vollständigen Gehorsam».

Es wird deutlich, dass der Erziehungsgrundsatz des widerspruchsfreien Funktionierens keine deutsche Erfindung war, wohl aber die der Legierung mit der nationalsozialistischen Idee, die die Geburt «rassenreiner», «erbgesunder» Kinder und deren Erziehung zur Härte zur neuen völkischen Pflicht erhob, «so dass jeder intime Austausch mit dem Baby, jedes Tun, jedes Unterlassen als hochaufgeladen mit Verantwortung für das «Volksganze» erscheint, mit tiefer Bedeutung erfüllt angesichts der großen schicksalhaften Erneuerung Deutschlands». Aber vermutlich hat nicht diese vordergründige Agit-Prop-Manier hunderttausende von Müttern/Eltern und Großeltern veranlasst, das Erziehungsbuch zu kaufen, sofern es ihnen nicht zur Geburt vom Staat geschenkt worden war. Es waren eher die Sicherheit spendenden Vorschriften und Durchführungshinweise, die den Eltern «versprochen», wenn sie diese einhielten, dann werde es ihren Kindern gut gehen, sie würden nicht ausselektiert als zu lebens-



schwach und minderwertig. Die tiefe Sehnsucht junger Eltern nach Gewissheit, das Richtige zu tun, der Eifer keine Fehler zu machen, ist nicht an Gesellschaftssysteme gebunden. Darin liegt die Anziehungskraft von Erziehungsratgebern und Pflegebüchern, in denen nicht selten ein psychischer Halt gesucht wird.

Und hier entwickelt die Herausgeberin zum *anderen* Gedanken, deren gesellschaftlicher und persönlicher Relevanz bis ins Hier und Heute man sich schwer entziehen kann: Johanna Haarers *Die deutsche Mutter und ihr Kind* wurde nicht nur in der Nazizeit, sondern bis in die 80er Jahre, wenn auch bereinigt von nazistischer Propaganda, aber wenig verändert in seinem pädagogischen Inhalt, in der BRD in 600 000 Exemplaren (bis 1987 und damit seit Ersterscheinung mit 1,2 Millionen) aufgelegt und sogar von Erziehungsberatungsstellen empfohlen.

Da Johannes Biografie so ausgesprochen unpolitisch ist und sie ihre gesamte Wirkungsgeschichte als Propagandistin heraushält, ist es besonders notwendig, dass in der Einleitung ihre Schriften erläutert werden.

Vordergründig kommt ihr Hauptwerk *Die Deutsche Mutter und ihr erstes Kind* mit vielen praktischen Anweisungen daher: Wie man trotz knapper Kasse Höschen strickt, einen gesunden Brei kocht, ein Ställchen beschafft, Wundsein behandelt. Aber ebenso detailliert und energisch wird mit Anweisungen in die Beziehung Mutter-Kind eingegriffen. Entlang von Verhaltensbeobachtungen des Babys wird dessen Innenleben erklärt: Das Kind ist der Feind seiner

Mutter, gierig, gesetzlos. Sein Widerstand kann nicht früh genug gebrochen werden. Es darf nicht verwöhnt werden. Kraftproben, wenn das Kind ein Essen verschmäht, schreit, gehören zum Alltag.

Originalton Haarer: «Ohne solche Strenge würde es lernen, dass sein Widerstand Erfolg haben kann und die Mutter hat ihren ersten schweren Erziehungsfehler begangen. Es ist für die Tischsitten des Kindes (im zweiten Lebenshalbjahr) ausschlaggebend, dass man niemals gestattet, mit den Händchen ins Essen oder den Mund zu fahren ... Sie sollte nie vergessen, dass mit dem Kinde auch die Ungezogenheiten wachsen. Also unterlasse man nie, das Kind richtig in den Arm zu nehmen, Hals und Brust mit einem sauberen Tuch abzudecken und sein Ärmchen festzuhalten. Auf diese Weise kommt das Kind später gar nicht mehr auf den Einfall.» Sie verurteilt jenen «Typus von Eltern und Erziehern, der über dem Beobachten und Erforschen der kindlichen Seelenregungen, also der «Psychologie» völlig die eigentliche «Erziehung» vergaß und das Kind in Wirklichkeit führerlos heranwachsen ließ».

Muttersein ist keine Frage der Einfühlsamkeit, sondern der Härte und Konsequenz. «Eins ist vor allem not, nämlich dass jeder junge Staatsbürger und Deutsche zum nützlichen Glied der Volksgemeinschaft werde, dass er ... lerne, sich einzuordnen in die Gemeinschaft und eigene Bestrebungen zurückzustellen.» Deshalb stimmt sie bereits die Wöchnerin darauf ein, «dass die Erziehung des Kindes unmittelbar nach der Geburt zu beginnen hat».



Erstaunlich ähnliche Formulierungen finden sich in dem Standardwerk *Pädagogische Aufgaben und Arbeitsweisen der Krippen* für Krippenerzieherinnen in der DDR (Hrsg. Eva Schmidt-Kolmer, 1974, Verlag Volk und Gesundheit).<sup>1</sup> Auch wenn in diesem Programm das Gefühlsleben der Kinder und eine gute Beziehung zu den Erwachsenen erwähnt werden, ergibt sich aus den Inhalten, dass die Einordnung in das «Kinderkollektiv» und die «systematische Herausbildung von hygienisch-kulturellen Gewohnheiten» als erste Ansätze der Erziehung zur Arbeit verstanden werden.

In der Einleitung heißt es: «Diese Aufgaben erfordern, konsequent davon auszugehen, dass die Erziehung des Menschen in den ersten Lebenstagen beginnt und nur dann tatkräftige, schöpferische und allseitig gebildete Sozialisten herangebildet werden können, wenn der Prozess der Erziehung vom ersten Tag bis weit in das Erwachsenenalter einheitlich und kontinuierlich gestaltet wird.» (S. 19) Dabei nimmt der Erwachsene stets die führende Rolle ein: «Im 1. und 2. Lebensjahr sind die Spielhandlungen der Kinder noch in höchstem Maße vom Erwachsenen abhängig ... Immer ist es der Erwachsene, der das Kind anregt, dies oder jenes zu tun ... und Vorbild für das Umgehen mit verschiedenen Dingen ist.» (S. 227) Zur Einübung des Essens am Tisch findet sich die Anweisung: «Die Pflegerin füttert jedes Kind einzeln und setzt sich rechts neben das Kind.

Sie legt ihren linken Arm um die Schulter des Kindes und hält dabei das linke Händchen ... Ist das Kind daran gewöhnt, dass seine Händchen auf der Tischplatte ruhen, dass es auf einer harten Unterlage sitzt und sein Essen vor ihm steht, kann der linke Arm der Pflegerin vom Kind genommen werden.» (S. 168)

Es wäre zu platt, die Erziehungsprogramme der DDR Harrers Buch gleichzusetzen, dennoch schimmert eine ähnliche Erziehungsauffassung durch.

Ahlheim führt weiter aus, dass kein Mensch die Umstände des Lebensanfangs hinter sich lassen kann, sie lebenslang die psychische Struktur prägen und sie insofern gesellschaftliche Relevanz haben. Wenn ein einfühlsamer Dialog der Mutter mit ihrem Baby ausbleibt, dann entsteht eine «Ohnmacht einem Anderen gegenüber, der nach fremder Regelung kommt und geht, dem man sich anpassen muss, dessen Rhythmus der einzig gültige ist ... die unerbittliche Anpassung an seine Regeln lebt im Inneren des kleinen Menschen fort». Den Hintergrund dieser Gedanken bilden zahlreiche Befunde aus der Säuglingsforschung und -beobachtung, Bindungsforschung Neurobiologie und der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie: Jedes Baby ist auf einen verstehenden anderen angewiesen, der sich seiner heftigen Körperzustände wie z.B. Hunger und seiner angeborenen Bedürfnisse nach Beziehung *unmittelbar* annimmt. Solange, bis es genügend Erfahrungen des Angekommenseins in sich gesammelt hat, um Wartezeiten, Aufschub zu ertragen.

<sup>1</sup> Die staatliche Kinderkrippe besuchten ca. 80 % der 0–3-Jährigen ganztags.



Bleibt jedoch die verstehende Antwort regelmäßig aus, dann wird es überflutet von Angst und Wut, Verlassenheitsschmerz. So erlebt das Baby in seinem Inneren das *Abwesend-Feblende* wie etwas *Anwesend-Bedrohliches*. Ein unerträglicher Zustand, der es verfolgt. Weil dieser frühe Vorgang unbewusst, ungedacht bleibt, ist er um so weniger im späteren Leben kontrollierbar. Als «unstillbare Sehnsucht nach einem unerreichbaren Liebesobjekt ... kann er den Erwachsenen in den Sog des Verlangens, mit einem starken Führer oder mit einer gleichgeschalteten Masse» und damit in Hörigkeit ziehen. Oder er führt dazu, den «inneren Feind» mittels Projektion in einen «äußeren Feind» loszuwerden. Dafür bieten sich besonders anders-

denkende Personen (wie die Juden), fremde Nationen, Kriegsszenarien (denn der Feind wartet nur auf unsere Schwäche) an, die mittels dieser psychischen Abwehr zu «Schuldigen» werden.

Die beiden Autobiografien wurden exzellent durch die Herausgeberin kommentiert. Sie schlägt einen Spannungsbogen von der intimen Welt zwischen Mutter und Kind und den damit verbundenen persönlichen Früh-Erfahrungen bis zum Verhalten des Erwachsenen im öffentlichen Leben. Sie verbindet die latente innere Welt mit dem Zeitgeist und bringt uns nahe, wie Werte und Unwerte weitergegeben werden können.

Ein wichtiges Buch!

Agathe Israel, Neuenhagen